

Verleihung der BDA-Ehrenmitgliedschaft an Max Bächer Kunsthalle Darmstadt, 28. März 2009

Laudatio: Prof. Arno Lederer, Stuttgart

Vor vielen Jahren erhielt mein Onkel, Professor für Maschinenbau und Rektor der Ingenieurschule in Esslingen, das Bundesverdienstkreuz verliehen. Als nach dem anschließenden Festessen Onkel und Tante das Lokal mit dem schönen Namen „Reichsstadt“ verließen und Straße und Platz überqueren wollten, hielt meine Tante wie vom Schlag gerührt an und rief: „Aber Karl, da liegt ja dein Bundesverdienstkreuz!“ Tatsächlich erkannte auch er nun ein kleines, von überrollenden Autoreifen in Form gebrachtes Stück Blech mit einem leicht eingegrauten Bändchen dran. Er wollte es, nach dieser Art der seltsamen Wandlung gerne einfach liegen lassen, doch die Tante hob es sorgsam auf. Ihr war der dingliche Beweis der Ehre wichtig, ihm hingegen reichte das Wissen darum. Er liebte es, mit seinem Namen angesprochen zu werden, während sie Wert darauf legte, dass ich, wenn ich für sie beim Bäcker Brezeln holen sollte, mitteilte, diese seien für Frau Professor bestimmt.

Was hat die Geschichte mit der Ehre zu tun, die Max Bächer heute verliehen wird? Etwa zu mäkeln, dass der BDA ihm eine Auszeichnung zuteilwerden lässt, die so immateriell ist, dass er dafür nicht einmal ein Stück Blech mit Band daran investieren muss? Auch wenn es läppisch klingt: Ja, da ist was dran. Weil die Ehre, die hier verteilt wird, einen Wert darstellt, der mit Ökonomie nichts zu tun hat, dagegen sehr viel mit Reichtum.

Damit sind wir auch schon mitten drin im Thema, nämlich darüber zu reden, was Architektur ausmacht und was einen antreibt, Architektur zu machen. Architektur hat nämlich nichts mit Geld zu tun, wie immer wieder gerne gesagt wird. Das Bauen hat mit Geld zu tun, Architektur aber mit Reichtum. Geld kann etwas mit Reichtum zu tun haben - Kultur zu haben, bedeutet reich zu sein.

Dass beides gerne miteinander verwechselt wird, wurde uns nie so drastisch vor Augen geführt wie in den letzten Monaten. Denn wenn im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Krise auch da und dort vom Verlust der Ehre berühmter Boni-Empfänger gesprochen wird, kann man nur fragen, von welcher Ehre eigentlich die Rede ist. Denn die Spurensuche nach dem Ehrenhaften, was die Personen einmal auszeichnete, gleicht den Anstrengungen der Raumfahrt, auf entfernten Planeten so etwas wie Leben ausmachen zu wollen. Ehre an den Erfolg von Gewinn- oder Machtstreben zu binden, ist immer zum Scheitern verurteilt. Noch schlimmer wird es, wenn, wie vor gut 20 Jahren geschehen, von der vermeintlichen Ehre, die er sich selbst durch ein uns gegebenes Ehrenwort verliehen hatte, nicht einmal in der Badewanne eines Genfer Hotels etwas zu finden war und diese nicht einmal im Abfluss oder der Kläranlage auftauchte.

Ehre und Geld gehen nicht in denselben Sack, sagt ein spanisches Sprichwort. Ehre und Kunst dagegen schon, und für gesellschaftliche Hinwendung, dem Dienen, gilt das allemal.

Werte von Gegenständen spalten sich in einen Teil, der uns wohl einige Zeit am Leben erhalten mag und in solche, die das Leben lebenswert machen. Aber ist es nicht eigentlich das Lebenswerte, das uns wirklich am Leben erhält? Also das, was über die schiere Notwendigkeit hinaus geht? Und entdecken wir nicht gerade in der Architektur unmittelbar, ob sie diesen Hintergrund berücksichtigt? Wobei diejenige, die nur auf dem Notwendigen gründet, noch nicht arm sein muss. Im Gegensatz zu derjenigen, die von Menschen nicht einmal aufs Notwendigste reduziert wird, aber durch gezielte Dopingmaßnahmen so tut, als ob sie Architektur wäre?

Davon ist merkwürdigerweise in den Ländern, in denen der Wohlstand am höchsten ist, am meisten zu finden. Und genau dort, an diesem Punkt, setzt die Arbeit von Max Bächer an. Mit eigenen Arbeiten, als schreibender und entwerfender Architekt. Seinen unermüdlichen Kampf gegen hohle Architektur, die eben keine ist, ficht er nun schon über fünfzig Jahre. Architektur ist, wie er nie vergisst zu betonen, eine Res Publica, was für ihn wiederum Verpflichtung bedeutet. Insofern bedeutet Architektur machen auch, eine öffentliche Pflicht zu übernehmen, eine Arbeit, die die Ich-Gesellschaft der letzten zwanzig, dreißig Jahre wenig zu schätzen wusste. Der Werbung nicht unähnlich, nämlich nach dem Motto, mein Haus, mein Boot, mein Auto, sprachen und sprechen Architekten gerne von ihrem Haus, ihrer Treppe oder ihrer Türe und wünschen, ihr Entwurf möge zeigen, dass er eine eigene und selbstbewusste, sich von der Umgebung unterscheidende Formensprache hat. Die Haltung begegnet dem Hochschullehrer in den Fakultäten ebenso wie bei den Vorstellungen von Architekten, die durch geschulten Auftritt ihr Geschäft an den Mann zu bringen wissen. Bächer weiß von den Konsequenzen solchen Denkens. Konsequenzen, die erst nach langer Zeit aufdecken, woran der Architekt eigentlich gedacht hat, wofür zwei Möglichkeiten zur Auswahl stehen: an das Geld oder einfach an nichts.

Die Folgen sind ja nicht im missglückten Grundriss oder der Fassade zu sehen, sondern belasten den öffentlichen Raum, die Flure und Wohnzimmer der Stadt. Kliqueure finden sich rasch, die solchen Gebäuden Beifall zollen, weil sie ein wirtschaftlicher Erfolg seien, endlich dem allgemeinen Geschmack Rechnung tragen und die Stadt vorwärts bringen. Hier zeigen sich die eingangs geschilderte Unterschiede zwischen Geld und Gut, Ehre und Blech.

Würde man ganz in ihn hineinschauen können, ist es wohl sein Pflichtgefühl, das Max Bächer über das eigene Bauen hinaus zum Urteilen und Schreiben gebracht hat, ohne das Bauen wirklich aufgeben zu wollen. Denn dort, wo die in den letzten Wochen geschilderte Gier direkt sichtbar wird, nämlich beim Bauen, hat sich das Dilemma schon lange angekündigt. Dort sieht man nur das geliehene Geld, nicht den Reichtum. Da hilft ein geglückter und vorbildlicher Bau alleine nicht, um als Beispiel für andere zu stehen. Da musst Du auf die Kraft des Wortes setzen, auch wenn Du damit teilweise als eine Art Wanderprediger gesehen wirst.

Selten ist bei Architekten die doppelte Begabung zu finden, mit Zeichenstift und dem Wort gleichermaßen Architektur zu machen. Und so, wie der gezeichnete Entwurf in seiner Art der Darstellung die Liebe zur Gestaltung offenbart, spürt man bei Bächer, dass er sein enormes sprachliches Vermögen mit derselben Sorgfalt und ästhetischen

Akkuratesse einsetzt. Man liest die Texte so gerne, wie man auch die Räume, die er entworfen hat, gerne betrachtet. Eigentlich handelt es sich bei Sprache und Architektur um verwandte Künste. Bei beiden entsteht der Eindruck der Gesamtheit erst nach dem Hören, dem Lesen oder dem Durchschreiten. Und bei beiden gibt es harte Regeln, hier die Statik oder Konstruktion, dort Vokabeln und Grammatik, die unentbehrlich sind. Bei beiden aber stellt sich darüber hinaus die Frage nach der Form, also nach jenem Element, das aus der Sprache Literatur macht, aus dem Bauen die Architektur.

Erst beides zusammen aber gibt die Möglichkeit, die Architektur mit ihren inneren Zwängen zu erfassen, um sie dann in einen größeren gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang zu setzen und bewerten. Oft ist Architekten der Blick über die eigene Arbeit hinaus versperrt, da die Übersetzung in das andere Medium nicht gelingen mag. Das fällt vor allem in Preisgerichten auf, die von den als Preisrichter tätigen Architektinnen und Architekten eine Kritik der zu beurteilenden Arbeiten abverlangt. Dort führen deren Formulierungen manchmal zu beachtlichen Stilblüten, von denen Max eine heimliche Sammlung angelegt haben dürfte. So zum Beispiel aus der Feder eines Jurors, der den verfassenden Architekten lobte, weil in seinem Entwurf „die Sekretärin geschickt neben dem Rektor liegt“. Nein, vielmehr ist auffallend, dass zwischen dem eigenen Handeln und den darüber hinausgehenden sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Folgen keine Verbindung hergestellt werden kann.

Umgekehrt ist es erstaunlich, mit welcher Sicherheit in Feuilletons und Fachblättern von manch gut ausgebildeten Kunsthistorikern Architekturen kommentiert werden, die auf eine klassische Bildbeschreibung des Fotomaterials, noch schlimmer einer Visualisierung eines Projektes beruhen. Ob sie Grundrisse oder Schnitte davon je gesehen haben, oder nicht mächtig sind, diese zu lesen, was ja auch anstrengend sein kann, bleibt dabei im Dunkeln. Man kann, auf eine andere Kunst ausweichend, fragen, ob für die Liebe zu einem Musikstück, die auf einem subjektiv empfundenen Urteil beruht, das Lesen der Partitur Voraussetzung sein muss. Das ist natürlich nicht der Fall, allerdings setzt die Kenntnis der Partitur und die Fähigkeit, diese zu lesen, den Kritiker erst in die Lage, urteilsfähig zu sein.

So wird eine Bemerkung von Bacher verständlich, die er vielen Gemeinderäten und Fachfremden mit Geduld ins Stammbuch schreibt: Geschmack habe etwas mit Bildung zu tun, vielmehr, Bildung sei die Voraussetzung für Geschmack. Da sollten sie einmal den Kinnladenfall der engagierten Mittfünzigerin sehen, die als Gemeinderätin bei der Beurteilung eines Entwurfes auf ihren Geschmack pocht, der jenen der öffentlichen Meinung widerspiegeln, im Gegensatz zu den Architekten, die, das sei ja bekannt, die gewünschte Architektur nicht zu liefern imstande seien.

Bachers Landsmann Schiller hat diesem Aspekt eine ganze Abhandlung gewidmet. In den Kalliasbriefen lesen wir, Geschmack bedeute so viel wie Urteilsfähigkeit, wie auch die Fähigkeit zum Urteil die genaue Kenntnis und das Verständnis des Gegenstandes, den es zu kritisieren gilt, voraussetze. Das zielt - im Gegensatz zur gängigen Meinung, Geschmack sei ein persönliches Eigentum, das man mit niemandem zu teilen brauche - auf eine gesellschaftliche Übereinkunft, die nur eine gebildete Gemeinschaft hervorbringen kann. Schiller war sich dieser Unmöglichkeit wohl bewusst, als er das Gedicht verfasste:

„Kannst Du nicht Allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk, mach es Wenigen recht, vielen gefallen ist schlimm.“

Das kann nun, oberflächlich betrachtet, als Freibrief gelten, genau besehen jedoch nur auf den Spezialisten gemünzt sein: den Architekten – spezialisiert als Generalist.

Leider haben die letzten zwanzig Jahre den Generalisten, in ein Wesen mit Tunnelblick gemandelt. Ein Umstand, der Bächer immer wieder auf die Palme bringen kann. Wenn er nach tiefem Atemholen den Satz mit „Aber meine Lieben...“ beginnt, freuen sich bei den ersten Worten nur Ahnungslose, in der Vermutung, das mit der Liebe meine er ernst. „Entschuldigung, aber das hat doch nichts mit Architektur zu tun“ ist noch die harmlose Sequenz, die darauf folgt. Der angesprochene Verein von Düpfelesscheißern, jeder für sich sein fachliches Imperium als das Wichtigste verteidigend, sieht sich daraufhin seiner Pfründe bedroht. Aber hat nicht gerade dieser Umstand zu der inneren Zerrissenheit unseres Berufsstandes geführt, auch dazu, dass unser Metier im öffentlichen Ansehen auf Null gesunken ist? Weil jeder, der sich, sei es aus einfacher Profitgier oder einem erkannten gestalterischen Schwächeln heraus, einer architektonischen Geschlechtsumwandlung unterzogen hat, sein Heil in der Nische sucht. Man könnte, so man wollte, aus der Geschichte lernen, dass sich beispielsweise die Folgen der Vielstaaterei für das gesamte Land bis heute nachteilig auswirken. Max Bächer hat das immer versucht zu bekämpfen: in der Hochschule, die das eigentliche Nest dieser bedauerlichen Entwicklung ist, in den Gremien, Verwaltungen, Gesetz und Vorschrift gebenden Ausschüssen, in Preisgerichten. Jeder weiß seither mehr über das Bauen, aber nichts über Architektur.

Der Unvollständigkeit halber möchte ich nicht auf die schönen Häuser lobend eingehen, die Bächer gebaut hat, nicht auf die Texte im Einzelnen, nicht auf die ersten Preise, die er als Richter aus der Taufe gehoben hat. Alles für sich genommen vorbildlich. Ich vermute aber, dies wäre noch nicht hinreichend der Grund, jemanden mit einer Ehrenmitgliedschaft auszuzeichnen. Nein, es ist zweifelsohne dieses bedingungslose und selbstlose Eintreten für die Architektur - das Wort Beruf, dessen zweite Silbe Ruf die eigentliche Erklärung seiner Haltung liefert.

Es ist eine Feststellung, und nicht etwa Honig um den Mund geschmiert, zu sagen, Ziel seines Streits ist es nie, daraus selbst Kapital zu schlagen, und sei es nur, um oben mitzuschwimmen. Seine Arbeit im Salzburger Beirat betrieb er mit derselben Leidenschaft wie sein Einsatz für die kleine Stadt Pfullingen. Pfullingen, wer kennt das schon? Eine kleine Stadt am Rande der Schwäbischen Alb, ursprünglich ein Ausbund an städtebaulicher Hässlichkeit, die dazu führte, dass die Schwalben auf dem Rücken fliegend die Stadt überquerten, um das Elend nicht zu sehen. Dreißig, vierzig Jahre unermüdliche Nachhilfe. Am Anfang zählte die Altstadt gerade noch ein halbes Hundert Einwohner, die Zahl hat sich bis heute mehr als verzehnfacht. Unermüdlich sagte ich, unermüdlich auch mit der mahnenden Geduld eines Erziehungsberechtigten. Als der Bürgermeister ihm ein paar miserable Zeichnungen eines Investorenvorhabens zusendet, mit der Bitte, diese wohlwollend zu prüfen, scheut er sich nicht, zurück zu schreiben, man gehe auch nicht ungewaschen zum Arzt. Mühsame Korrekturen an Plänen folgen, unendliche Sitzungen, nach der Aufwandsentschädigung fragen wir besser nicht. Sie berücksichtigt auf jeden Fall nicht, dass die Schwalben heute wieder über der Stadt kreisen.

Einem Arzt, der schlechte Arbeit leistet, sterben die Klienten weg. Der Gastwirt, der schlecht kocht, gleicht die miserable Qualität seines Angebotes mit niedrigen Preisen auf der Speisekarte aus. Wer in ein Lokal geht, in dem man anhand der Visualisierung der Speisen auf einer Karte sein Essen bestellt, weiß, dass dem Koch kein Stern verliehen wurde. Bei den Architekten ist es umgekehrt: Wer in der HOAI sucht, wie das, was unter Architektur verstanden wird, vergütet werden soll, wird nicht fündig. Das Bauen wird bezahlt, Baukunst nicht. In Köpfs berühmtem Buch "4000 Jahre Baukunst" wird man sich schwer tun, für die darin enthaltenen Beispiele eine dem Leistungskatalog der HOAI entsprechende Honorierung zu finden.

Es könnte ein Vorschlag von Bächer sein, folgende Formulierung als Präambel in der Neufassung der HOAI zu verankern: Die baukünstlerischen Leistungen des Architekten sind zu achten. Wünscht der Auftraggeber eigene Geschmacksvorstellungen im Plan zu berücksichtigen, so sind diese mit dem zehnfachen Satz der in der Honorartafel angegebenen Sätze zu honorieren.

Darum aber geht es ja eigentlich nicht. Denn selbst das kleine Stückchen Blech hat keinen Wert. Man kann es, wie gesagt, leicht verlieren. Die Ehre aber, die bleibt. Oder?

Der Norddeutsche Schriftsteller Otto Ernst (1862-1926) schrieb über sich: *„Hoffnungslos unmodern... weil ich zu Gutem und Bösem nicht schweige und stillhalte, sondern kämpfe, weil ich entgegen der Mode und trotz eigener schwerer, ja widerwärtiger Erfahrungen Optimist bin, weil ich nach einer gesunden, schlichten Kunst strebe“*.

Darin gleicht er Max Bächer, über den nicht nur dieser Text sein könnte, sondern die bemerkenswerte Variation über Schillers Verse, um ins Schwäbische zurückzukehren:

„Es soll der König mit dem Sänger gehen,
wenn beide gingen hab ich`s gern gesehen,
nur allzu häufig sah man`s anders doch,
dann ging der König und der Sänger kroch.“

Bei Schiller, das sei noch angemerkt, wird im Original deutlich, was Bäckers Ziel ist und wofür er heute die Ehrenmitgliedschaft des BDA erhält. Da steht:

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“

Prof. Arno Lederer
Darmstadt, 28. März 2009